

# „Was braucht die Praxis?“ – falsch gestellte Fragen führen zu falschen Antworten

## 2

„Was braucht die Praxis?“ – das wäre nur dann die richtige Frage, wenn die dem professionellen Verständnis zugrundeliegende Voraussetzung zutreffen würde, dass eine Lösung für die Handlungsschwierigkeiten in der Praxis simultan auch die Bedingungen für eine Hilfe im Sinne einer Veränderung von problematischen Zuständen bereitstellt. Weite Teile des SAW-Diskurses werden von diesem Missverständnis als Ausgangspunkt geprägt. Es ist wie beim Zuknöpfen einer Jacke: Wenn der erste Knopf im falschen Loch ist, wird die ganze Reihe falsch.

Das führt nämlich dazu, dass bei der Begrifflichkeit, in der Wissenschaft betrieben werden soll, die professionelle Semantik eindringen kann. Für die Profession geht es um Handlungsfähigkeit, denn die Praktiker können nicht ständig reflektieren und immer alles in Zweifel ziehen. Sie müssen naturgemäß von der Richtigkeit ihres Handlungsansatzes überzeugt sein, sonst kämen sie überhaupt nicht „in die Gänge“. Die Profession kann aber nicht nur „philanthropische“ Interessen haben, sie muss auch gekonnte Selbstdarstellung betreiben. Auf die Einhaltung rigoroser Forschungsstandards legt sie keinen gesteigerten Wert, sie benötigt positive Resultate, die Art der Entstehung wird zweitrangig. Dazu gehört auch, dass der Anspruch erhoben wird, der Anwalt für die Anliegen der Klienten zu sein oder sogar eine „moralische Profession“ (Pantuček/Vysloulzil 1999) zu sein. Das könnte bedeuten, dass auch die Sarb, trotz ausgeprägter (Lippen-) Bekenntnisse<sup>7</sup>, anerkennen muss, dass sie gar nicht dagegen gefeit sein kann, eigene Interessen über die ihrer Klientel zu stellen<sup>8</sup> (s. Kap. 7.1.4.2). Als weiteres Argument lässt sich noch anführen, dass die Handlungsprobleme der Praxis, wie sie individuell von den Akteuren wahrge-

---

7 In den englischsprachigen Lehrbüchern gehört die Trias von *knowledge, skills and values* zum Standard (z. B. Vass 2005).

8 Brewer/Lait (1980) kommen am Ende ihres Buches („Can social work survive?“) zur der Frage, wie Information zur Verbesserung der Effektivität von Sarb gewonnen werden kann, und wollen dies auf keinen Fall in die Hände der Profession übertragen wissen:

nommen werden, von ihnen selbst mithergestellt werden. Sie beobachten in eigener Theoriebindung (vgl. Kap. 8.5) den ebenfalls in ihrer Theoriebindung agierenden und kommunizierenden Adressaten, und beide betrachten sie den Prozess, den sie beide gemeinsam „herstellen“.

Die Praxis kann aus ihren Felderfahrungen die Voraussetzungen einer sicheren Hilfe nicht genug erkennen (vgl. Kap. 3.3 – Sarb ist kein Handwerk!). Daher darf der theoretische „Überbau“ nicht von der Praxis abgeleitet sein. Das könnte dazu führen, dass durch das Eindringen der professionellen Semantik (mit der Tendenz, sich gut zu verkaufen) die „Theorie“ zur bloßen rhetorischen Formel gerät. Gegenüber der vermeintlich sicheren (aber trügerischen) Überzeugung, zu wissen was für die Adressaten gut ist, steht Wissenschaft auf verlorenem Posten, sie wird nur insoweit wahrgenommen als sie für professionelle Zwecke nützlich ist.

Es gibt mehrere Varianten von Fragestellungen, die alle auf „Was braucht die Praxis?“ ausgerichtet sind, und so nicht mehr den Unterschied zwischen den Bedürfnissen der Praxis und den notwendigen Erkenntnissen zur Frage „Wie können wir wissen, was hilft?“ beobachten können.

---

## 2.1 Welche „Theorie“ braucht die Praxis?

Viele glauben, auf den ganzen Luxus einer Theorie- und Wissenschafts-Reflexion verzichten zu können. Es scheint ja wieder zunächst ganz einfach, man braucht sich nur zu versichern, was der Wesenskern von Sarb ist, und kann dann den Bedarf an Theorie ableiten. Dieses Denken war und ist im deutschen und auch im englisch-amerikanischen Sprachraum gängig (z. B. Smalley 1974, Oko 2010, Parton/Kirk 2010) und führt(e) wegen immer wieder wechselnder Bezugsrahmen zu einer Reihe von Paradigmenkrisen (vgl. Staub-Bernasconi 2007, 133 ff).

Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, dass immer ein oder mehrere Theorieformate aus unterschiedlichen Disziplinen favorisiert werden. Bei Smalley (1974) z. B. ist es die Psychoanalyse und humanistische Psychologie, der „soziale“ Anteil fällt unter den Tisch. Bommers/Scherr (2000) z. B. untersuchen im Rahmen einer „Soziologie der Sozialarbeit“ mit Inklusion/Exklusion ein relevantes Thema. Das ist zunächst völlig unproblematisch, es ist ja ihre Aufgabe aus der Warte der Soziologie, sie liefern damit auch einen notwendigen Beitrag zu dem bei Smalley zu vermissenden „Sozialen“. Dass sie auch, wie sie im Untertitel ankündigen, „Formen

---

„The decision as to which it should be must not be left to those with a professional interest in maintaining the *status quo*.“ (ebd.: 210)

und Funktionen organisierter Hilfe“ beschreiben, zeigt, dass sie ihren Ansatz auch auf praktische Aspekte herunterbrechen. Prozesse von Inklusion/Exklusion kommen in den Blick und „Soziale Arbeit als organisierte Hilfe im Wohlfahrtsstaat“. Damit ist ihre Aufgabe als Wissenschaftler erledigt. Was sollen aber Praktiker damit anfangen, angesichts der Tatsache, dass hier wiederum alles unter den Tisch fällt, was bei Smalley wichtig war? Die Gegenüberstellung von Smalley und Bommes/Scherr zeigt, wie Sarb einmal psychoanalytisch-humanistisch und das andere Mal soziologisch-exklusionstheoretisch durchbuchstabiert wird. Die eigentliche Aufgabe aber steht noch aus, nämlich die der Einordnung in einen Gesamtzusammenhang.

„Theorien für die Praxis“ – nach diesem Motto sucht z. B. Grieshop (2008) nach einem Rahmen, indem sie sich auf „zentrale Ansätze, die in der heutigen Zeit analytisch, heuristisch oder mit Blick auf die Gestaltung der Praxis Sozialer Arbeit hilfreich sind“ (ebd.: 76) bezieht: Sie wählt im „Feld der Theorien Sozialer Arbeit“ die dienstleistungsorientierte, die lebensweltorientierte Perspektive, den systemischen Ansatz und rekonstruktive Ansätze. Es werden pauschale „Konsequenzen für Methoden und Praxis“ gewonnen: Methoden sollen sich durch Lebens- und subjektive Wirklichkeitsnähe auszeichnen, es bedürfe „adressatInnenorientierter Handlungskompetenzen“, Basiskompetenzen des Selbst- und Fremdverstehens u. ä. Auch hier fällt vieles unter den Tisch, die Konsequenzen sind in ihrer Allgemeinheit weder richtig noch falsch, sie sind schlicht und einfach nicht ausreichend, um Handeln so zu programmieren, dass eine Zustandsänderung wahrscheinlich werden kann. Unübersehbar schwingt auch das Faible für eine rekonstruktive Wissenschaftstheorie mit, was es natürlich leichter macht, aus einem Guss zu argumentieren, aber gar nicht in den Sinn kommen lässt, dass empirische Wirksamkeitskontrollen vielleicht ganz nützlich wären. Wenn man so verfährt, wird man sich überhaupt nicht bewusst, dass man nur einen unkontrollierten Eklektizismus betreibt:

„Eine bestimmte Methode wird intuitiv ausgewählt. Warum diese aber in einer gegebenen Situation angemessen ist, bleibt unklar.“ (von Spiegel 2004, Rückseite des Buchdeckels)

Mit der Suche nach der für die Praxis geeigneten Theorie sind verschiedene Probleme verbunden:

- Die „Praxis“ glaubt zu wissen, was den Adressaten gut tut. Das ist nicht gerechtfertigt, weshalb sie daher gut beraten ist, wenn sie sich auf Wissenschaft bezieht, etwa auf empirische Überprüfungen, die für die Einlösung des Hilfeversprechens an die Adressaten belastbare Daten liefern können.

- Wenn man von der Praxis aus nach brauchbarer „Theorie“ sucht, geht man von dem vorhandenen Vorverständnis von Sarb und von brauchbaren Vorgehensweisen als Fixpunkten aus. Das Manko ist dabei folgendes: Jeder bringt dabei zwangsläufig seine eigenen, idiosynkratischen Vorstellungen<sup>9</sup> von Sarb ins Spiel. Man kommt bei dieser Suche auf keinen grünen Zweig, weil man immer nur befangen in den eigenen Vorstellungen an die Praxis herangeht. Die so gewonnene „Theorie“ verliert ihre Navigationsfunktion. Die daraus resultierende Praxis wird wie ein Boot auf hoher See: Mangels Orientierung weiß man nicht, ob man geradeaus, im Zickzack oder im Kreis herumfährt. Das eingebrachte Vorverständnis legt fest, wobei aber gleichzeitig konträre Positionen ausgeschlossen werden.<sup>10</sup> Es entsteht ein großes Durcheinander, wenn jeder auf seinem Verständnis vom „Kern“ und vom „Herz“ der Sarb beharrt und einfach für das richtige hält. Wenn man fragt: „Welche Theorie braucht die Praxis?“, startet man eine ausufernde Debatte, da sich die Vorschläge nicht mehr in ihrer Begründungsqualität hinterfragen lassen. Die Folge sind Diskussionen in hermetischen Zirkeln, die Publikationen zum Thema bekommen selbstplagiatorische Züge. Diese Zustände lassen sich am aktuellen Publikationsbetrieb sehr gut belegen.
- Und weiter in dieser Liste von Kritik-Punkten: Die „Theorie“ hat nur eine Notfallfunktion, man greift nur auf sie zurück, wenn man sonst nicht weiter kommt. Das bedeutet, dass sie quasi als Rettungsdienst erst dann gerufen wird, wenn es eigentlich schon zu spät ist, oder wenn sozusagen „das Kind schon in den Brunnen gefallen ist“. Es könnte aber auch sein, dass die Schwierigkeit selbstverursacht ist, durch die Anwendung eines untauglichen Methodenformats. Die Theorie hat nur akzidentielle Funktion, eine essentielle Funktion ist nicht vorgesehen. Man verzichtet damit von vornherein auf einen methodischen „roten Faden“, auf eine systematische Programmierung des Handelns von Beginn an.
- Das eigentlich Erstaunliche aber ist, dass diese „Praxistheorien“ blind für das Problem machen, dass das, was man den Klienten (bzw. den Adressaten) „antut“, diesen genauso gut schaden wie nutzen kann. So setzt die Praxis nur auf die Wirkung ihrer guten Absichten – die „Professionellen“ können damit nur Berufs-„Gutmenschen“ sein, die allein Alltagserfahrung und gute Absichten mit einigen Theorie-Anleihen einbringen können – ohne Bewusstsein dafür, dass ihre Wege zum Klientenwohl mangels wissenschaftlicher Validierung auch nur Wunschdenken sein könnten.

---

9 Idiosynkrasie – wörtlich: Eigenmischung

10 Beispielsweise: Für Mühlrel (2008) kommt es auf „Verstehen und Achten als professionelle Haltung“ an, für Wendt (1991) auf Unterstützungsmanagement mit dem Ziel der Verbindung zwischen Dienstleistungssystem und Klientensystem.

Als Fazit kann man sagen: Das „Welche Theorie braucht die Praxis?“-Denken steht letztlich nur zu einem Sammelsurium von Theorien (z. B. Engelke 1998, Erath 2006, Lambers 2013, Howe 1987, Payne 2005) und Katalogen von Methoden (z. B. Coulshed/Orme 1998, Galuske 1999, Healy 2005, Hepworth u. a. 2010, Payne 2005, Stimmer 2006, Vass 2005) gegenüber. Diese existieren in einem „gemütlichen Nebeneinander“ (Höllmüller 2013), was dazu führt, dass beim Anwendungsversuch nur ein willkürlicher Eklektizismus möglich ist. Dass nicht alle Theorien gleich gut sein und die aus ihnen abgeleiteten Verfahren nicht gleich hilfreich sein dürften, muss unbeachtet bleiben. Letztlich kann nur das Ergebnis sein, dass die Problemlagen, bei denen sie eingesetzt werden, den Methoden angepasst werden statt umgekehrt die Methoden an die Probleme (vgl. Göppner 2009 a).

---

## 2.2 Welches „Wissen“ brauchen die Professionellen?

Eine beliebte Formel, hinter der sich Beliebigkeit verbirgt, ist die von „Wissen und Kompetenzen“. Wenn man von „Wissen“ statt von Theorien redet, erweckt man den Anschein, als würde man von Wissensbeständen wie von objektiven Tatsachen sprechen. Im Rahmen der Debatte um Wissensgesellschaft spricht man zwar im Anschluss an Niklas Luhmann von Wissen als „lernbereite Deutungsschemata“, die im Alltagsleben Orientierung geben und Verhalten regeln. Abgesehen davon, dass auch im Alltag Konstrukte am Werk sind (Kelly 1955), darf man aber den Umstand nicht vernachlässigen, dass es sich bei Theorien immer um Modelle handelt, die zueinander widersprüchliche Aussagen vertreten<sup>11</sup> und um Konstruktionen, die nie endgültig sind und immer revidierbar bleiben müssen. Theorien enthalten Konstrukte, die sich bei der Antizipation künftiger Ereignisse zu bewähren haben (Kelly).

Die Verwendung von „Wissen“ ist weit verbreitet. Engelke (2003) z. B. spricht von „wissenschaftlichem Wissen“ (neben „Berufswissen“ und „Alltagswissen“), Miller (1999, 167) von „Erklärungswissen“, „Wertewissen“, „Verfahrenswissen“ und „Evaluationswissen“ als Wissens Ebenen einer sozialarbeiterischen Handlungstheorie. Im anglo-amerikanischen Diskurs gehört die Dreieheit von *knowledge*, *skills* und *ethics* zum Standard. Der Profession kommt dies natürlich entgegen, sie benötigt Handfestes, um ihre Kompetenz herausstellen zu können. Die Verwendung von „Wissen“ bzw. „knowledge“ ist im Diskurs über Sarb allgemein die Regel, was aber zu Missverständnissen führen könnte. Bei Uneingeweihten oder an Wissenschaft

---

11 Z. B. aus der Psychologie: für Behavioristen gibt es kein Unbewusstes, für Tiefenpsychologen kein Verstärkungsprinzip.

weniger Interessierten könnte die Vorstellung entstehen, dass es so etwas wie ein objektives Wissen gibt. Auch wird verdeckt, dass sich Praktiker einem Mischmasch von oft widersprüchlichen Theorien gegenüber sehen, und dass dieser Pluralismus nicht aufhebbar ist. Wenn man das Verständnis hat, dass man aus jedem Fach brauchbares Wissen holen kann, ist für den Praxisbetrieb auch eine SAW nicht unbedingt vonnöten – natürlich aber umso mehr für den professionellen Status.

Daher ist es wohl besser, von „Theorien“ zu sprechen, und wie Weniger (1929) zwischen verschiedenen Arten zu unterscheiden (implizite, nicht bewusste Annahmen, Erfahrungstheorien und Theorien aus der Wissenschaft), die in der professionellen Praxis zusammenwirken. Da sprachliche Begrifflichkeiten nicht belanglos sind, wird im Folgenden von „Erkenntnissen“ und „Konstrukten“ gesprochen. Wir alle „wissen“, dass die Erde rund ist und arme kein Geld haben. Wenn man aber anfängt systematisch Erklärungen dazu zu suchen, sieht man sich in den Natur- wie in den Sozialwissenschaften dem Pluralismus der Theorien gegenüber, die kein festes Wissen und keine Wahrheiten anbieten können. Bei „alten“ Disziplinen mit langer Tradition und entsprechendem historischen Überblick ist das eine Selbstverständlichkeit, die im SAW-Diskurs noch deutlich hervorzuheben ist.

---

## 2.3 Welches „Können“ (Kompetenzen)?

Korrespondierend zu „Wissen“ wird von „Können“ geredet, das offenbar in den Fähigkeiten zur Anwendung des Wissens besteht. Die Hoffnung dabei ist natürlich, dass diese auch als curriculare Elemente gut definierbar sind. Oft werden diese in konkrete Handlungsbeschreibungen übersetzt (z. B. Germain und Gitterman 1999: humorvoll sein, Grenzen setzen u. a. – wann was einzusetzen ist, bleibt unbestimmt). Es entstehen Inventare von Kompetenzen großer Anzahl, die widerstreitend und keineswegs deckungsgleich sind. Was dabei herauskommt, ist sehr verschieden.

Bei von Spiegel (2004) z. B. kann man exemplarisch verfolgen, aus welchem Denkmuster das Kompetenz-Denken kommt und wohin es führt: „Methodisches Handeln erfordert ein professionelles Selbstverständnis.“ (ebd.: 36) Daher ist das „Handlungsfeld der Sozialen Arbeit“ ihr Ausgangspunkt.<sup>12</sup> Für eine reflexive Pro-

---

12 Von Spiegel (2004) diskutiert zwar kurz den SAW-Diskurs und die Notwendigkeit eines Gegenstands als Erkenntnisobjekt einer wissenschaftlichen Disziplin, sieht aber beides als sehr umstritten an und lässt sich nicht weiter darauf ein. Man merkt sehr deutlich, dass sie von der wissenschaftstheoretischen Orientierung (s. Kap. 13.) her eigentlich den rekonstruktiven Ansatz favorisiert, der nur eine reflexive Professionalität (vgl. Kap. 7.1.4) als möglich sieht: „Reflexive Professionalität teilt mit der Wissenschaft den gesteigerten

professionalität formuliert sie einen „Orientierungsrahmen für professionelle Handlungskompetenz“, der aus den Kompetenzbündeln Können, Wissen und berufliche Haltungen besteht. Damit scheint der Weg geebnet für Handlungskompetenzen als Kernbegriff. Sie formuliert als „Kompetenzbündel“ (ebd.: 97):

- Wissen: Beobachtungs- und Beschreibungswissen, Erklärungs- und Begründungswissen, Wertwissen, Handlungs- und Interventionswissen.
- Berufliche Haltungen: Orientierung an den Wertestandards der Sarb (z. B. Achtung vor der Autonomie der Adressatinnen, anerkennende Wertschätzung, Ressourcenorientierung), reflektierter Einsatz beruflicher Haltungen.
- Können: Fallebene
  - Fähigkeiten zum kommunikativen methodischen Handeln (z. B. Aufbau einer tragfähigen Arbeitsbeziehung, dialogisches Verstehen),
  - Fähigkeiten zum Einsatz der Person als Werkzeug (z. B. Empathiefähigkeit, Ambiguitätstoleranz, Fähigkeit zu Selbstreflexion),
  - Beherrschung der Grundoperationen des methodischen Handelns (Fähigkeit zum methodischen Handeln, Fähigkeit zum Zusammenführen von Wissensbeständen, Fähigkeit zum hermeneutischen Fallverstehen).<sup>13</sup>
- Auf der Managementebene ist z. B. die Fähigkeit zur organisationsinternen Zusammenarbeit gefragt. (ebd.: 97)

---

*Begründungszwang*, daher ist zu erwarten, dass wissenschaftlich ausgebildete Fachkräfte ihre Deutungen und *nachträglich* auch ihr Handeln mit Bezug auf wissenschaftliche Wissensbestände begründen und reflektieren können.“ (ebd.: 78) Damit kann sie sich nur auf die Angabe von „einflussreichen Theorien“ beschränken: Inklusionsvermittlung, Exklusionsvermeidung, Exklusionsverwaltung (Bommes/Scherr), Soziale Arbeit als Bearbeitung sozialer Probleme (Staub-Bernasconi), lebensweltorientierte Soziale Arbeit (Thiersch) und Soziale Arbeit als Dienstleistung (Bielefelder Schule mit Dewe/Otto als Vertretern, mit Konzentrierung auf sozialpolitische und institutionelle Zusammenhänge).

- 13 Man merkt die Einschränkung, die mit dem hermeneutischen Ansatz verbunden ist, der direktes Eingreifen ausschließt: Bernler/Johnsson (1997) z. B. wollen dagegen im Rahmen der psychosozialen Arbeit eine Veränderung der Lebenssituation durch drei unterschiedliche Verhaltensweisen erzielen: (1) Der Helfer bewirkt Veränderungen (1) durch eigenes Handeln (Ressourcen vermittelnde Maßnahmen, z. B. Unterstützung bei Wohnungssuche, Verweisung an die Arbeitsvermittlung), (2) durch direkte Einflussnahme (Vorschläge, Aufträge), (3) durch indirekte Einflussnahme (durch einsichts- oder bewusstseinserschaffende Techniken, wobei gilt: „Der Klient soll die Verantwortung für seine Veränderung selbst übernehmen“ und „Der Helfer übernimmt die Verantwortung für den Prozess, der Klient für *Intention* und *Handeln*.“ (ebd.: 40)

Das Kompetenzbündel Können enthält Fähigkeiten, die man hat oder erlernen kann. Sie haben präskriptiv-normativen Charakter. Es bleibt aber offen, wie sie bei konkreten Handlungsentscheidungen eingesetzt werden sollen. Natürlich ist etwa „dialogisches Verstehen“ eine Grundlinie, aber es gibt sicher auch Situationen, in denen es nicht angebracht oder auch einzuordnen ist in einen weiteren Zusammenhang. Kritisch ist weiter anzumerken, dass der Zusammenhang von Können mit den Wissensbeständen nur abstrakt besteht, teilweise bleibt er gänzlich unausgeführt. Eine konkrete Ableitung vom Erklärungs- zum Handlungswissen und von da zu den Kompetenzen ist nicht möglich. Damit haben wir es mit einem Beispiel für die professionalistische Überlagerung des Wissenschaftsprozesses zu tun. Die Hauptsache ist, dass die Profession ihre Legitimation hat. Das wird bei von Spiegel ganz deutlich gesagt: „Ein gewisser Fundus an wissenschaftlichem Wissen muss vorhanden sein.“ (ebd.: 97) Und ohne weitere Begründung erklärt sie, dass das Handlungs- und Interventionswissen keinen Wissenschaftsprozess benötigt:

„Das Handlungs- und Interventionswissen der Sozialen Arbeit [...] wird *nicht* durch eine wissenschaftliche Vorgehensweise produziert. Es sind erprobte Planungs-, Handlungs- oder Auswertungshilfen, die sich empirisch bewährt haben [...]“ (ebd.: 72)

Der Kern einer „wissenschaftlich fundierten Sozialarbeit“ – das ist die Formel, die sie selbst geprägt hat (ebd.: 48) – soll also wissenschaftsfrei sein?

Maus, Nodes/Röh (2008) wollen für den Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit e. V. (DBSH) Schlüsselkompetenzen als „Grundlage für die Sicherung des Berufsbildes der Sozialen Arbeit“ beschreiben. Sie kommen zu etwas anderen Akzenten (z. B. sozialrechtliche Kompetenz, Kompetenz zu Praxisforschung/Evaluation). Methodenkompetenz z. B.

„meint die Fähigkeit, planmäßig und reflektiert handeln zu können sowie Verfahren bzw. Vorgehensweisen der Sozialen Arbeit zu kennen, zu ordnen und anwenden zu können. Dies beinhaltet sowohl Gegenstands-/Problembestimmung als auch Handlungsziele. Methodenkompetenz ist auch das selbstreflektierte Handhaben, d. h. Methoden auch hinsichtlich ihrer Passung zur Person des/der Sozialarbeiters/-in zu überprüfen.“ (ebd.: 50)

Auch hier spielt in der Sicherung des Berufsbildes Wissenschaft, wie übrigens auch in den *mission statements* der *social work*-Verbände in den USA (Fong 2012), keine Rolle. Zudem fällt die „propagandistische“ (Gambrill 2001) Selbstidealisierungs-Semantik der Profession auf. Solche Listen von Kompetenzen haben wenig Orientierungswert im praktischen Vollzug, ihre handlungsleitende Funktion ist begrenzt. Sie sind bei der Umsetzung offen für jede Art von Interpretation. Sarb



bleibt so letztlich individualistisch und privatistisch, da im Grunde jede Fachkraft sie interpretieren kann, wie sie will, und die „Wissensbestände“ heranziehen kann, die sie will. Gegen Einseitigkeit und Reduktionismus ist so kein Gegenmittel vorhanden. Dem Einsatz zur Sicherung von Hilfe sind sie kaum dienlich, sie haben eher den Charakter von Absichtserklärungen. Trotzdem haben derartige Kompetenz-Beschreibungen natürlich ihre Funktion, nämlich die der Stützung der professionellen Identität. Die Quelle fachlichen Handelns wird damit aber in die Person und ihre Qualitäten und auf ihre individuellen Entscheidungen verlegt, ein systematisch-methodisches Handeln orientiert an aus einem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess hervorgegangenen Problem- und an sie gebundene Interventions-Theorien wird unwichtig. Fachliches Handeln bleibt so angewiesen auf die interne Selbstreflexion der Praxis.

Anders verhält es sich bei der Organisation von Lehr- und Lernprozessen in curricularen Entwürfen. Bartosch (2011) z. B. hält hierbei die Einführung des Kompetenzbegriffs für sinnvoll, da dieser die Lehrprogramme von der Idee entlastet, „verbindliche Wissensbestände weiterzugeben und (es) erlaubt, den Fokus auf die Befähigung zum Umgang mit dem Unbekannten zu richten“ (ebd.: 81):

„Kompetenzen seien Befähigungen genannt, zu einem späteren konkreten, jetzt aber unbekannten Zeitpunkt, unter dann konkreten, jetzt aber nur allgemein beschreibbaren Bedingungen, eine dann konkrete, jetzt weitgehend unbekannte Aufgabenstellung, durch planvolles, zielgerichtetes Denken und Handeln erfolgreich zu meistern.“ (ebd.: 81 f)

Für Bartosch ist damit ein besonderer Akzent verbunden:

„Hierin drückt sich die Differenz zwischen erfahrungsgeleitetem Lernen aus, das sich am konkreten Ereignis beispielhaft für andere Situationen entfaltet und einem wissenschaftlichen Herangehen, das die allgemeine Befähigung zur Wissenser-schließung und -bewertung zum Zwecke späterer konkreter Lösungsmöglichkeiten aufbaut.“ (ebd.: 82)

So gewendet wird bei ihm die Bindung zum Wissenschaftssystem hergestellt, damit wäre die Gefahr gebannt, dass Kompetenz-Inventare die Konzeptlücke füllen sollen, die entsteht, wenn die Profession den Primat beansprucht, und den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess auf ein unbedeutendes Mindestmaß zurechtstutzen möchte. Wie aber die beiden obigen Referenzbeispiele zeigen, ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass Kompetenzen zu Kernbegriffen des Diskurses über Intervention gemacht werden und Wissenschaft nur zum Aushängeschild gebraucht wird, um den professionellen Status zu untermauern.

## 2.4 Welche Wissenschaft braucht Sozialarbeit?

Die seit ca. 20 Jahren im deutschsprachigen Bereich bestehende SAW-Bewegung will für Sarb eine wissenschaftliche Disziplin entwickeln. Eine „disziplinäre Heimat“ (Feth 1996, Hauptert und Kraimer 1991) soll der Profession eine Identität geben und den „orientalischen Basar“ (Engelke), die Fragmentierung und Kolonisierung der Lehrinhalte durch die Dominanz der Bezugswissenschaften überwinden. Die gute Absicht war, der Praxis Instrumente zur Bewältigung ihrer Schwierigkeiten an die Hand zu geben und die Profession zu stärken.

Aber wo Wissenschaft draufsteht, muss auch Wissenschaft drin sein. Man kann nicht einfach Wissenschaftlichkeit reklamieren, wenn man einer Praxis nützlich sein und einer Profession die nötige Identität besorgen will. Zunächst steht eine Vergewisserung darüber an, welche Kriterien die SAW zur Voraussetzung hat und wie diese umzusetzen sind (s. Kap. 4.). Sonst könnte ja jede beliebige Meinung oder jedes esoterische Gedankengut eines selbsternannten Gurus einen Platz in der Sarb beanspruchen. Natürlich hat SAW ihre innere Begründung darin, dass etwas geschaffen werden soll, das Relevanz für die Praxis hat. Es scheint logisch, sich zunächst zu fragen, was Sarb ist, um dann darum herum eine Wissenschaft zu konstruieren. Aber diese kann kein unfiltriertes Aufsaugen von allem sein, was nützlich erscheint.

Als eine systematische Erkenntnisbemühung in eigener Sache darf sie auch nicht in den Dienst der Praxis genommen werden. Und das heißt weiter, dass sie daraufhin angelegt sein muss, die Widersprüchlichkeit von Einzelerkenntnissen (aus verschiedenen disziplinären Theorie-Hintergründen – „Gemischtwarenladen“ und „Fächersalat“) in einen systematischen Zusammenhang und ein gemeinsames Begriffssystem zu bringen. Als HW ist sie zusätzlich darauf angelegt, die Hilfe an den Adressaten zuverlässiger zu machen. Man könnte denken, dass dies von der Praxis her geleistet wird. Aber gute Absichten sind nicht genug, außer man könnte aus praktischer Erfahrung wissen, was für die Adressaten gut ist. Dagegen spricht auch, dass Sarb kein Handwerk ist, das die zum Erfolg führenden Maßnahmen aus der Handlungssituation heraus beurteilen kann (vgl. Kap. 3.3).

Winkler (2003) kritisiert „Humbug der Praxisrelevanz“ (in der Sozialpädagogik, aber damit auch in Sarb). Sie sei selbstreferentiell und bleibe in ihrer eigenen inneren Thematik befangen. Es wird ein „Ankerpunkt von Theorie im Wissenschaftssystem“ benötigt. Denn ohne einen

„externen Referenzpunkt, den das Wissenschaftssystem gibt [...] entsteht eine Theorie der Praxis, ohne Distanz, ohne Kritik, übrigens auch ohne Verständnis, weil notwendigerweise ohne Systematik und Begrifflichkeit“ (ebd.: 19).

Das Interesse wird auf die Profession konzentriert, auf ihr Selbstverständnis und ihre Identität, und auf die Ausbildung (als Hinführung zur Praxis).

„Die Folgeprobleme sind massiv: Obwohl Erkenntnis wie auch eine hinreichende Praxis von einem vorgängigen Begriff abhängen, findet Sozialpädagogik nicht zu diesem. Auch als Disziplin bleibt sie theoretisch eher dürftig, eben weil sie sich von vornherein im Kontext der Praxis zu verorten sucht.“ (ebd.: 21)

Wie schon in der Einleitung angesprochen: „Theorie ist immer und überall“, auch in der Praxis regiert ein „vorgängiger Begriff“, mit der „verflochten“ Eigenart, Fenster (also Perspektiven) zu eröffnen oder zuzumauern.

Damit "Hilfe" Hilfe sein kann

Sozialarbeitswissenschaft als Handlungswissenschaft

Göppner, H.-J.

2017, XX, 417 S. 2 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-14360-2